

handen sind und die das ganze Leben hindurch gleich bleiben. Er findet zunächst drei „Grundfunktionen“, die gewissermaßen die Bausteine für das Gepräge des konkret ererbten Charakters darstellen: einmal die Aufmerksamkeit, die eine doppelte typische Erscheinungsform besitzen kann: sie ist entweder festliegend und zäh beharrend (Typus der festen innern Gehalte) oder weitwandernd und schwach beharrend (Typus der fließenden Gehalte). Dazu treten drei Formen des Gefühls: es ist entweder stark ansprechbar, und zwar nach der lustbetonten Seite (die von Natur Heiteren) oder nach der unlustbetonten Seite (die von Natur Schwerblütigen), oder aber es ist schwach ansprechbar (die kühlen bis kalten Naturen). Endlich zeigen sich zwei verschiedene Formen der „Lebensenergie“ oder „aktiven Vitalität“, die je nach dem Maße des Kräfteinsatzes entweder stark oder schwach sein kann.

Diese Grundfunktionen verbinden und durchdringen sich zu „Grundfunktionsgefügen“, die das Gerüst der Charaktertypen bilden. Es entstehen somit, da zwei Aufmerksamkeits-, drei Gefühls- und zwei Energiepole angenommen werden, zwölf Grundfunktionsgefüge. Das so erstandene Schema ist aber „keine Truhe mit zwölf Schubladen, in die nun mehr oder weniger gewaltsam lebendige Menschen hineingepreßt werden sollen“; es ist vielmehr ein „Wegweiser zum lebendigen Menschen“, den es niemals zweimal in derselben „Erbaugabe“ gibt.

Aus diesen Grundfunktionsgefügen erwachsen zwangsläufig gewisse „Folgeerscheinungen“, unbekümmert um die

Umwelt, die einwirkt. Auch diese werden daher als vererbt bezeichnet.

Diese angeborenen Eigenschaften sind wie ein lebendiges Gefäß, in das die Umwelt ihre Inhalte eingießt. In der Zulassung bzw. Ablehnung dieser Inhalte, die dem Menschen mehr oder weniger wesensgemäß sind, entsteht der eine wichtige „Raum“ der menschlichen Freiheit. Der andere ist noch bedeutsamer. Jede „Artung“ hat ihre Wertigkeit und Unwertigkeit. Zwischen beiden kann der Mensch wählen. „So besteht trotz der Bindung durch Blut und Erbe ein Raum der Freiheit, in dem es ein selbstgewähltes Aufwärts und Abwärts gibt; verschuldeter Niedergang und gewollter Aufstieg.“

Innerhalb individuell bedingter Grenzen liegt daher, wenigstens solange es um normale Verhältnisse geht, die Gestaltung des Schicksals in der Hand des Menschen.

Man mag zu dem charakterologischen Schema Pfahlers stehen, wie man will. Man mag es als eine mehr oder weniger aussichtsreiche Etappe auf dem Wege zu einer gesicherten Typenlehre ansehen: das Entscheidende bleibt, daß der Mensch in einem, wenn auch nicht unbegrenzten, so doch erheblichen und bedeutsamen Maße frei bleibt und damit Erziehung trotz Vererbung möglich und sinnvoll ist.

Was sie nach katholischer Auffassung immer war, bleibt daher Erziehung auch in unserer Zeit: demütiger Dienst an den Gaben, die die Natur und damit der Schöpfer selbst dem Menschen schenkte.

Josef Schröteler S. J.

Besprechungen

Begegnungen mit Christus

1. Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament. Von Romano Guardini. 8^o (126 S.) Würzburg 1936, Werkbundverlag. Geb. M 3.20.
2. Christus und die Kirche. Von Julius Tyciak. kl. 8^o (194 S.) Regensburg 1936, Pustet. Kart. M. 2.50.
3. Das große Ärgernis — Christus und die Christen. Von Hans Wirtz. kl. 8^o (324 S.) Innsbruck 1936, Tyrolia. Geb. S 8.60; M 5.20.
4. Illuminare — Transparente. Von Margit Petermann. gr. 8^o (45 S.) München 1936, Kösel & Pustet. Geb. M 4.—
5. Lebendige Zeugen — Deutsche Gestalten im Gefolge Christi. Von Tim Klein. kl. 8^o (381 S.) Berlin 1937, Wichern-Verlag. Geb. M 5.—
6. Begegnung mit Christus. Von Gerhard Walschap. kl. 8^o (128 S.) Leipzig 1935, J. Hegner. Geb. M 3.80.
7. Leben Jesu. Von François Mauriac. kl. 8^o (XI u. 281 S.) Frei-

burg i. Br. 1936, Herder. M 2.80; Hld. M 4.20.

8. Das Leben Jesu. Von Edzard Schaper. 8^o (415 S.) Leipzig 1936, Insel-Verlag. Geb. M 6.50.

Wenn man die obigen, in letzter Zeit erschienenen Christusbücher überblickt, dann möchte man das Wort Carossas darüber schreiben, das Schaper seinem „Leben Jesu“ vorausschickt: „Jesus, die große Sonne kommt keinem abhanden, den sein Strahl einmal durchleuchtet hat. Man kann ihn vergessen, man kann ihn abschwören, das ändert nichts; er ist vergraben im unwölktesten Herzen, und es kann stündlich geschehen, daß er aufersteht.“ Man kann sich der Persönlichkeit Christi auf zwei Wegen nähern, von seiner heiligen Menschheit her oder über seine göttliche Natur. Als Ergebnis wird man immer den ganzen Christus haben, falls man nur im Glauben kommt. Rein menschlichem Begreifenwollen erschließt sich freilich nicht seine Ganzheit. Das wird auch beim Lesen der aufgezählten Bücher klar.

1. Im Glauben und über die Schriften des Neuen Testaments naht sich Guardini dem Bilde des Herrn, „in der Bereitschaft entgegenzunehmen was ist. Und alles ist, was aus der Offenbarung herantritt. Alles aber ist Offenbarung, was in der von der Kirche verbürgten Schrift steht. Jeder andere Standpunkt ist unwahr und führt zur Auflösung. Es geht um die Reinheit der Kategorie: „Offenbarung oder weltautonomes Urteil“. Sehen wir von dieser Überspitzung ab (echt wissenschaftliche Auseinandersetzung führt wohl kaum zu „Auflösung“), so folgen wir dankbar der nicht gewöhnlichen Führung Guardinis. „Wer in die Welt des Neuen Testaments einläßt, sind weder die Synoptiker, noch Johannes — überhaupt keines der Evangelien —, sondern Paulus. Und zwar deshalb, weil dieser sich in der gleichen Situation befindet wie wir.“ Auch Paulus habe nicht aus „Eigensicht seiner Augen“, sondern aus „Botschaft und Erfahrung“ sein Christusbild aufgebaut. Es lohnt, sich Guardinis Führung anzuvertrauen, auf dem Wege, den er im gemeinsamen Suchen mit gläubigen Menschen auf Rothenfels sich erstmalig erarbeitete. „Wir wollten zuerst, einer scheinbaren Selbstverständlichkeit folgend, zu den

Synoptikern, als zu den ‚Frühesten‘, ‚Einfachsten‘ und damit Verständlichsten greifen; mußten aber einsehen, daß wir so nicht weiterkamen. . . . Der Gegenstand sperrte sich. Da versuchte er (der Verfasser) es mit dem Johannes-evangelium und merkte, daß er auch damit noch nicht an der richtigen Stelle war. Bis er auf den Gedanken kam, vielleicht müsse mit Paulus angefangen werden — und nun öffnet sich der Zugang, von dem die Schriften des Neuen Testaments reden.“ Jesus Christus „entfaltet sich in großen Anstiegen“ auch dem Leser.

2. Macht so Guardini „keine andern Voraussetzungen als jene, die im Bekenntnis der Kirche zum Gottmenschen liegen“ (S. 22) mit dem Blick des Glaubens auf „das Ganze, wie es aus den verschiedenen Büchern des Neuen Testaments hervortritt“, so löst sich Tyciak noch mehr von der irdischen Gestalt Christi und geht aus — in Anlehnung an Scheebens Gedankengänge — von den Mysterien der heiligen Dreifaltigkeit. So wird sein Buch das des „Christus von oben“, wie er aus der heiligsten Dreifaltigkeit gleichsam „ausbrechend“ Gottes Weg zu uns ist, sich in die Welt ergießt, um die ganze Menschheit zu salben und zu konsekrieren. In einer Sprache, der man die Schulung an den östlichen Theologen anmerkt und die sich da und dort zu fast hymnischer Höhe — nicht immer zu Gunsten auch hier noch erwünschter Klarheit — erhebt, sucht er durch alle menschliche Hülle vorzudringen in den „Ewigkeitssinn des Lebens Jesu“, wie er im einzelnen und in seiner Kirche mystisch fortlebt in einer gottgefühten Einheit, die einen „Widerhall trinitarischer Einheit“ darstellt.

3. Daß es bei bloßer Schau in die Mysterien des Logos nicht bleiben darf, daß es „Christum anziehen“ heißt, daran erinnert in immer wieder erneuerter Eindringlichkeit Hans Wirtz. Die Zeit Jesu ist niemals vorbei. „Es gilt“, wie Weihbischof Sträter im Vorwort ausführt, „die heilige Handlung des Erlöserschicksals organisch in das Leben von heute einzubauen.“ Und so werden von unserem Leben her vorbildhafte Begebenheiten im Leben Jesu aufgespürt. Der Verfasser versucht dann durch die irdischen Begebenheiten zum ganzen Chri-

stus vorzustößen, um ihn dann fordernd dem Christen von heute nahe zu bringen. Da liegen die Vorzüge, aber auch die Begrenzungen des männlich tapferen Buches, das in seiner fast soldatischen Gefolgschaftsbereitschaft etwas von der des römischen Hauptmanns spüren und jede der ausgewählten Szenen in ein Kommando ausklingen läßt! Hier lauert freilich eine gewisse Gefahr, der das Buch wohl nicht in alleweg entging: die Gefahr eines gelegentlich zu knappen, aus der Einzelsituation unseres Lebens gewählten Ausschneidens aus dem Leben des Herrn, wodurch dessen Ganzheit und Tiefe nicht zur vollen Geltung kommt, und die weitere Gefahr von so etwas wie Kurzschuß. Das führt, um mit dem Verfasser zu sprechen, „zu störenden Nebengeräuschen“, wo zu unvermittelt versucht wird, „die Vorgänge des Lebens Jesu... auf die Wellenlänge unserer menschlichen Aufnahmeapparate (!) zu übertragen“ (76).

4. Ein in der Grundlinie verwandter, aber in der Ausführung ganz anders gearteter Versuch liegt bei Marg. Petermann vor: Jesu Leben wird in den Alltag gestellt, nur hier ganz fraulich und künstlerisch-plastisch. Als „Transparente“ bezeichnet die Dichterin die im Anschluß an Lukas ausgewählten Kapitel der Kindheitsgeschichte, wie „Die Base Elisabeth“, „Das Mädchen Maria“, „Der Nährvater“ usf. Der gläubige Leser mag „hinter dem Unvollkommenen“, hinter dem Transparent, das Vollkommene aufleuchten sehen. Und doch wird ihm dieses Ineinanderfließenlassen von drüben und hier zu einer heiligen Geschichte als ein zu Kühnes und nicht zu wiederholendes Wagnis erscheinen. Zur Probe sei der Anfang des zweiten Transparentes gegeben. „Der Erzengel Gabriel trug Kniestrümpfe und Nagelschuhe. Er ging im leuchtend sauberen Fahrtenhemd treppauf, treppab im Dienste der Caritas. Seine Gänge wurden wohl nur beim lieben Gott vermerkt, sonst hätte er nicht so oft vergeblich geklopft und geklingelt an den Türen, die ihm nachlässig vor der Hand zugeschlagen wurden, wenn er das Kirchenblatt hinreichte... Sein Rad stand wie ein Flügelpaar bereit für jeden Eildienst. Immer war er da anzutreffen, wo Kirche, Pfarrhaus, Gemeindesaal und Jugend-

heim, Klosterpforte, Kindergarten und Ambulanz ihn zum Nachrichtendienst beauftragten...“ In dieser Art begegnen uns dann die heiligen Gestalten, auch Maria, der Nährvater — selbst das Kind. Der Versuch, Göttliches im Menschlichen transparent werden zu lassen, hat eine Grenze, welche auch die dichterische Freiheit nicht überschreiten darf. Ob solche „unwirklichen“ und „erfundene“ Gestalten — sehen wir einmal von Kindern im Märchenalter ab — mehr geben als ästhetischen Genuß?

5. Soll es um Zeugen gehen, dann seien es lebendige. Tim Klein versucht „in der Stunde neuer Begegnung des Christentums und unseres Volkes“ solche aufzuzeigen. Ringende Menschen, keine Heiligen auf Goldgrund! „Niemals, auch nicht in den wildesten und trübsten Zeiten der deutschen Geschichte, in denen das neu erweckte Evangelium von Christus wirkte und litt, fehlte es ihm an tapferen Bekennern, Propheten und an Menschen, die in Glaubenstat und Liebeswerk ihr Leben dafür einsetzten.“ Aus dieser Wolke von Zeugen greift der protestantische Verfasser Männer seiner Kirche heraus, die im frühen Bekenntnis zu Christus auch uns Vorbilder sein können, so Paul Gerhardt, v. Zieten, Freiherr vom und zum Stein, E. M. Arndt, v. Bodelschwingh, v. Hindenburg, Gorch Fock, Männer, die zeitweise auch durch Krisen gingen, aber doch immer wieder zu Christus zurück mußten. So hören wir aus dem Tagebuch des achtundzwanzigjährigen Gorch Fock: „Der Christenglaube und seine Mängel... in allen Gewändern finden sich Webfehler, und niemand denkt daran, die Gewebe aufzutrennen, um sie zu entfernen... Wer ist unter uns, der seine Mutter verlachte, weil sie ihn als Kind auf den Armen getragen hat? Weiter: Welche Narren streiten über die Sonne? Geht, Leute, und lernt bei Goethe etwas Ehrfurcht vor dem Ewigen.“ Und in seinem Bordbuch stand geschrieben: „Jener Matrose hatte recht, der seiner Mutter schrieb: Und wenn Du hören solltest, daß unser Kreuzer versunken und niemand gerettet sei — dann weine nicht. Das Meer, in das mein Leib versinkt, ist auch nur die hohle Hand meines Heilandes, aus der mich nichts reißen kann.“ Möge man heute die Stimme auch dieser Toten hören!

6. Christus der Eckstein für das Einzelleben, wie es T. Klein zu zeigen versucht, aber auch für die in der Menschheit aufbrechenden Ideen. Das ist wohl das Thema des einzigartigen Buches des flämischen Dichters Walschap. Zwar nennt es sich Roman, aber es ist doch mehr eine fast an östliche Schriftsteller erinnernde Art konkreten Philosophie-rens. Nikodemus und Ahasverus erscheinen fast als Typen — hier möchte man mit Marg. Petermann sagen: Transparente — zeitlos menschlicher Haltungen. Ahasverus, der „Materialist“, besessen von der Idee der Gerechtigkeit, die den Menschen den „Himmel auf Erden“ erzwingen will, Nikodemus, der Sucher, der immer wieder durch die Vergänglichkeit der Dinge hindurchstoßen will und insofern dem Ahasverus wesensfremd, aber ihm verwandt darin, daß er den Durchstoß versuchen will im Vertrauen auf die eigene, irdische Kraft. Und darum drängt er: „Meister, wenn Ihr der Sohn Gottes seid, so seid Ihr es nicht nur für die Juden, sondern auch für die Griechen und die Römer, für die Ägypter und Perser, für alle Völker der Erde und für alle Zeiten der Zukunft. Der arme Mann, der demütig vor Euch sitzt, bittet Euch nicht nur für sich selbst um ein Zeichen; er ist bereit, seine Grübeleien bis ans Grab mit sich zu tragen. Aber er bittet Euch um ein Zeichen im Namen des suchenden Menschen, der ewig ist, im Namen einer Menschheit, die bis zur Verzweiflung durch Glaubensfragen gefoltert wird.“ Und Ahasverus: „Was Euer Nazarenischer Erneuerer verspricht, ist Besserung nach dem Tode. Mit der Hoffnung auf die Besserung will er die morsche Welt zusammenhalten und die Ankunft des Rechtes durch Geduld, Barmherzigkeit, Weinen, Hungern, Dursten und Darben verhindern. Das ist kein Vorwärtsgen, sondern Rückschritt“ (90). Und das Ende: Nikodemus darf sich am Grabe zu ihm finden: „Ich begrabe die Wahrheit, die ich gesucht habe.“ Ahasverus, vom Kreuztragenden um einen Schluck Wasser gebeten, spricht „kredeweiß diese Worte: „So wenig wie Norden und Süden zusammenkommen... so wenig gibt es Gemeinsames zwischen mir und dir. Eher als ich dir einen Trunk Wasser reiche und ich mich zu deiner Liebe bekenne, eher vergeht

die Welt.“ Über Jesu blutunterlaufene Augen zog ein Schleier unfaßbaren Kummers, und die blauen Lippen antworteten: „Es sei so, Ahasverus!“ Ein aufwühlendes Buch, mehr als ein Roman!

7. Mit Versuchen einer biographischen Nacherzählung des Herrn haben wir es bei Mauriac und Schaper zu tun. Also beide gehen vom Geschichtlich-menschlichen aus. Aber Mauriac naht dem Herrn im Glauben, wenn auch Reste einer früheren, noch nicht ganz überwundenen rationalistischen Auffassung da und dort spürbar sind. Mauriac glaubt feststellen zu müssen, daß in den landläufigen Darstellungen der Exegeten „der Eifer des Christen allzuoft die Hand des Malers unsicher macht und seinen Blick trübt: Der Mensch, dieser Jesus, dessen Bild er uns zeichnet, droht unterzugehen in der Herrlichkeit der zweiten göttlichen Person.“ Zwar ist der Verfasser sich der „Vermessenheit“ seines Versuches bewußt, er weiß, „gewiß, ein Leben Jesu müßte man auf den Knien schreiben“, aber er hofft, den Leser „davon zu überzeugen, daß der Jesus der Evangelien alles andere ist als ein künstlich zurechtgemachtes Wesen, daß hier die erschütterndste unter den großen Gestalten der Geschichte vor uns steht, die am wenigsten durchsichtige, weil lebendigste aller Persönlichkeiten, von denen sie uns berichtet“. Nur will er den Staub der Gewohnheit entfernen, den abschwächende und überdeckende Kommentare seit 1900 Jahren über das Jesusbild der Evangelien gehäuft haben. So meint er von dem radikalen Wort Christi an den zögernden Jünger: Folge mir! Laß die Toten ihre Toten begraben! „Ein Rost von 19 Jahrhunderten liegt über dem blanken und harten Metall dieser Worte... Man sieht eben der Wahrheit ins Auge, der buchstäblichen dieser Worte, von denen keines vergehen wird.“ So wird der Christus des Mauriac zum ragenden Eckstein, zum Christus der unerhörten Forderung, die „nicht das Endziel, sondern der Ausgangspunkt aller Selbstheiligung ist“. Wird der deutsche Leser auch nicht in allem der unruhigen und beruhigenden Art des französischen Verfassers folgen, er wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne sich irgendwie gepackt und zur Entscheidung gedrängt zu fühlen.

8. Das gilt leider nicht von Schapers Buch, trotz des ehrfürchtigen Aufbruches mit welchem dieser junge baltische Dichter der Gestalt des Herrn zu folgen sucht. Nach seinem ersten viel versprechenden Buch „Die sterbende Kirche“ legt man das neue Werk enttäuscht beiseite. Dem Verfasser fehlt über allem Rationalisieren und Psychologisieren und bei fraglos lyrisch-dichterscher Begabung, die sich besonders im Herausarbeiten der Stimmung zeigt, das Organ für das Göttliche. Jedes Wunder wird rationalistisch zertrümmert. Die Begegnung Christi mit dem reichen Jüngling, dem der Herr traurig nachsieht, ist fast symbolisch für das Ganze. Man möchte Carossas Wort aufgreifend ans Ende dieses Buches schreiben: „Noch ist er vergraben.“ Ob man hoffen darf, daß er dennoch auferstehe?

Th. Hoffmann S. J.

Wagnis in Christo. Maria Ward und die Idee der christlichen Selbständigkeit. Von DDr. Richard Egenter, kl. 8^o (208 S.) Regensburg 1936, Habel. M 2.—; geb. 3.—

Der Schwerpunkt des Werkchens liegt in einer moraltheologischen Untersuchung über Aufbau und Bedeutung der „christlichen Selbständigkeit“. An der Gestalt der Stifterin der Englischen Fräulein, Maria Ward, zeigt der Verfasser, wie diese Seelenhaltung sich ausprägt. Eine Untersuchung über Freiheit und Entschlußfähigkeit im Christenleben ist nicht nur in sich bedeutungsvoll, sondern, wie das Vorwort mit vollem Recht hervorhebt, heute geradezu eine Notwendigkeit. Weite Kreise der katholischen Laienwelt leben wieder, wie die Katholiken Englands in den Tagen Maria Wards, fern von der ratenden Sorge des Priesters und sind darauf angewiesen, selbst ihren Weg zu wählen. Eine übersteigerte Gemeinschaftsidee im asketischen Leben hat zusammen mit einer mystisch begründeten Passivität die Gefahr näher gebracht, daß die beharrliche Aufsicht des einzelnen über sich selbst, die bewußt gepflegte Verbindung des Eigenlebens mit den großen Grundwahrheiten unseres Glaubens und der stete Einsatz der ganzen Persönlichkeit zu gering geachtet und zu wenig geübt werden. Bei vielen herrscht eine gewisse

Scheu vor eigener Entscheidung und eine zum mindesten nicht voll begründete Überschätzung eines kindlichen Sichleitenlassens, das persönliches Urteil und eigene Initiative zurückzudrängen strebt, selbst da, wo sie zur Notwendigkeit werden.

Diesen Haltungen gegenüber betont der Verfasser mit guten Gründen den großen sittlichen und übernatürlichen Wert der verantwortungswilligen und dauernden Entschlossenheit zur freien und wohl überlegten christlichen Tat, eine Entschlossenheit, die aus erhabenen, dem Menschen innerlich eigen gewordenen Glaubenswahrheiten geboren ist und sich an einem wohlgebildeten selbständigen Gewissen stets orientiert. Die Bedeutung der einzelnen Bestandteile dieser Haltung wurde von der katholischen Moral und Aszetik wohl immer richtig erkannt und beurteilt, der ganze Komplex als einheitliche Haltung aber vielleicht nicht genug beachtet.

In der ignatianischen Aszese findet sich freilich etwas nahe Verwandtes, das aber doch eine höchst bezeichnende Umbiegung enthält. Dem Ritter von Pampolona lag mehr als die „christliche Selbständigkeit“ die tatenfrohe Heldenhaftigkeit oder ritterliche Großherzigkeit. Sie spielt in den Exerzitien und den Konstitutionen des Heiligen eine überragende Rolle. Die meisten Elemente, die Egenter bei der Analyse der Selbständigkeit bloßgelegt hat, dürften in dieser Heldenhaftigkeit auch festzustellen sein; sie ist etwas weniger rational, enthält aber dafür noch mehr Hingabe, Treue und Vertrauen und Wagemut, ja etwas von Abenteuerlust. In ihr ist der Gehorsam weniger ein Gegenpol gegenüber dem freien Wollen als eine Hilfe zur intensiven und extensiven Steigerung der ritterlichen Leistung. Die großen Schwierigkeiten in der Abgrenzung eigener starker Verantwortung und bescheidenen Sichführenlassens werden in dieser Sicht geringer. Hier liegt ein Hauptproblem der „christlichen Selbständigkeit“, das von Egenter mehr gefühlt als durchgearbeitet ist.

Auch bei Maria Ward, die noch mehr als unser Verfasser es annimmt, in den Geist des hl. Ignatius eingedrungen ist und in ihm wurzelt, dürfte tatenfrohe Heldenhaftigkeit der hervorstechendste